

**Carolin Amlinger, *Schreiben. Eine Soziologie literarischer Arbeit*. Suhrkamp, Berlin 2021. 800 S., € 32,-.**

Besprochen von **Fabienne Steeger**: Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Universitätsstraße 25, D-33615 Bielefeld,  
E-Mail: fabienne.steeger@uni-bielefeld.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2022-0047>

Wir alle lesen Literatur und haben oft viel über sie zu sagen. Wir alle halten sie wie selbstverständlich im Medium eines Buches in unseren Händen. Und obwohl Bücher Begleiter unseres Alltags sind, würden wir auf die Frage, was sich eigentlich hinter den Buchdeckeln verbirgt,<sup>1</sup> wahrscheinlich keine präzise Antwort finden. Das, was passiert, bevor Literatur als fertiges Produkt in Erscheinung tritt, ist uns höchst undurchsichtig. In ihrer Dissertationsschrift, einem 800 Seiten umfassenden Buch aus der Reihe *suhrkamp taschenbuch wissenschaft*, das den lakonischen Titel *Schreiben* trägt, geht die Baseler Literatursoziologin Carolin Amlinger dieser „opake[n] Tätigkeit“ (S. 7) nun eingehend nach. Ihr zentrales Erkenntnisinteresse richtet sich auf die ökonomischen Rahmenbedingungen und sozialen Handlungszusammenhänge von Literatur sowie deren Auswirkungen auf die soziale Lage und das Berufsverständnis von Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Literarisches Arbeiten begreift die Verfasserin in diesem Sinne als eine gesellschaftlich eingebettete Praxis. Den Produktionsbedingungen von Literatur nähert sie sich sowohl über den Literaturmarkt als auch über das schriftstellerische Berufshandeln, für die jeweils die spannungsgeladene binäre Entgegensetzung von Kunst und Markt konstitutiv ist.

Theoretischer Ausgangspunkt der Untersuchung sind vorrangig Pierre Bourdieus Ausführungen zum literarischen Feld, die er in seiner kunstsoziologischen Studie *Die Regeln der Kunst* (1999) entwickelt hat. Auch die Autorin situiert literarisches Arbeiten in einem vertikalen Kräftefeld, in dem um Machtressourcen gerungen wird und Positionskämpfe geführt werden. Es ist der Konflikt, den Amlinger als Handlungsdisposition der Akteurinnen und Akteure in den von ihr untersuchten Beziehungsgeflechten markiert. Im literarischen Feld gingen Literatur und Markt mit ihren je eigenen, im Kern „konfligierenden Handlungslogiken“ (S. 682) eine unfreiwillige Komplizenschaft ein, die Literatur als „eine Ware und gleichzeitig doch keine“ (S. 671) konstituiere. Die Verfasserin widmet sich mit ihrem Fokus auf das literarische Arbeiten gezielt einer, wie es heißt, „arbeitssoziologischen Leerstelle“ (S. 22) des Bourdieu’schen Theoriekomplexes.

Auf die theoretischen Vorüberlegungen folgen drei Teile („Ästhetisches Wirtschaften“, „Literarisches Arbeiten“, „Ästhetische Positionierungen“), die sich in neun Kapitel untergliedern. Im ersten Großkapitel geht Amlinger dem intrikaten Verhältnis von Literatur und Markt und der Eigengesetzlichkeit ästhetischen Wirtschaftens mithilfe eines genealogischen Zugangs nach. In den historischen Fallstudien (1871–1918, 1948–1990, ab 1990) rekonstruiert sie die Ausdifferenzierung des literarischen Feldes entlang der Entstehung eines modern-kapitalistischen Buch-

<sup>1</sup> Vgl. die Untersuchung von Clayton Childress, *Under the Cover. The Creation, Production, and Reception of a Novel*. Princeton 2017, der im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung den Entstehungs- und Rezeptionsprozess eines Romans auf dem US-amerikanischen Literaturmarkt begleitet hat. Vgl. *Arbitrium* 37 (2019), S. 402–408 [Anm. d. Red.].

marktes. Erst durch diesen habe sich das literarische Feld als eigenständiger gesellschaftlicher Teilbereich herausbilden können. Den Literaturmarkt begreift Amlinger als ein soziales Feld, in dem ökonomische und ästhetische Handlungsnormen im Widerstreit stehen und immer wieder aufs Neue Aushandlungsprozesse durchlaufen. Die Autorin zeigt auf, wie Literatur als Kunstform trotz der Prämisse einer ästhetischen Interessenlosigkeit stets an ihre ökonomischen Bedingungen gebunden bleibt. Und dennoch wird deutlich: Eine Ware wie jede andere war Literatur nie. Dem kapitalistischen Wirtschaftsprinzip haben stets ästhetische Wertvorstellungen entgegenstanden, die durch markthemmende Institutionen gewährleistet wurden: Durch kulturpolitische Regulierungen und Gesetze, etwa die Buchpreisbindung, das Urheberrecht oder den ermäßigten Umsatzsteuersatz auf Bücher, seien die profitorientierten Interessen des Marktes eingedämmt worden. Gerade darin bestehe „der außerordentliche Charakter der Kunst, kommodifiziert zu sein, ohne vollständig kommodifiziert werden zu können“ (S. 44). Zugleich seien es aber die warenförmigen Produktionsbedingungen – und nicht Institutionen der literarischen Öffentlichkeit – gewesen, die den Resonanzraum der Literatur langfristig vergrößerten. So zeigt Amlinger auf, wie technische Innovationen, neue Formate wie das Taschenbuch oder Vertriebsformen wie Buchgemeinschaften eine Demokratisierung des literarischen Feldes auslösten, indem durch verbesserte Herstellungsprozesse eine massenhafte Verbreitung von Literatur zu erschwinglichen Preisen ermöglicht wurde. Erst als Ware, so ließe sich daraus schlussfolgern, konnte Literatur somit breiteren Bevölkerungsschichten zugänglich gemacht werden und zur Partizipation an Bildung beitragen. Kurzum: „Das literarische Feld ist ein erbittert zerstrittener Januskopf, bestehend aus widerstreitenden, aber aufeinander angewiesenen Partnern“ (S. 29).

Trotz der Zunahme an sozialen und rechtlichen Sicherungsmaßnahmen lasse sich im Vergleich der spezifischen historischen Konfigurationen des Literaturmarktes eine Entwicklung hin zu verschärften Marktbedingungen erkennen, unter denen die Autonomie literarischen Schreibens beinahe aufgehoben werde. Diese Diagnose verdeutlicht Amlinger am Beispiel des Strukturwandels im Verlagswesen. Nicht Kulturverlage, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden, sondern global agierende Konzernverlage dominierten seit den 1960er Jahren die Verlagslandschaft. Statt Verlegerpersönlichkeiten, die einst intensive Werk- und Autorenpflege betrieben und ein dezidiertes Interesse an der Vermittlung von Kultur hegten, agierten nun Manager, die Literatur als „ordinäre Ware“ (S. 331) betrachteten. Insofern sich diese Strategie mit der Zeit als unrentabel erwiesen habe, sei eine „Rückkehr der Verleger in die Verlage“ (ebd.) initiiert worden. Autonomie sei nun zum „entscheidenden Hebel für die ökonomische Profitabilität der Verlags Häuser“ (ebd.) avanciert. Angesichts derartiger ökonomischer Eingemeindungen von Autonomie als ureigenem Prinzip literarischer Tätigkeit sieht Amlinger die Gefahr, dass die sich gegenseitig befeuernden Widersprüche zwischen Literatur und Markt bis zu einem Grad eingeebnet werden, der sie an produktivem Potenzial einbüßen lässt.

Im zweiten Teil widmet sich Amlinger der subjektzentrierten Perspektive derjenigen, die unter den historisch gewachsenen Bedingungen des Literaturmarktes ihrer literarischen Schreibe arbeit nachgehen. Methodisch knüpft sie an die qualitative Sozialforschung an, um einen Einblick in den aktuellen Literaturbetrieb zu erhalten. In episodischen Interviews wurden 18 Schriftstellerinnen und Schriftsteller, deren anonymisierte Portraits sich im Anhang der Studie befinden, zu ihrer literarischen Tätigkeit befragt. Durch die transkribierten Gesprächssequenzen lässt Amlinger die Akteurinnen und Akteure selbst sprechen und vermag infolge der Beschreibungen ihrer Arbeitspraktiken und -kontexte einen unvermittelten Blick auf das berufliche Selbstverständnis und die soziale Lage der Schriftstellerei zu werfen. Handle es sich beim literarischen Schreiben einerseits um eine höchst idiosynkratische Tätigkeit, ließen sich aus den Berichten der Befragten andererseits strukturelle Gemeinsamkeiten herausfiltern, die auf einen

geteilten Wertehorizont ihres Berufsverständnisses und kommensurable soziale Praktiken zurückzuführen seien. In einer Idealvorstellung dieses Berufs, so die Verfasserin, stehe Schreiben im Gegensatz zu einem gemeinhin eher zweckrationalen Verständnis von Arbeit. Es werde als ein Beruf imaginiert, in dem sich freies und selbsterfüllendes Arbeiten miteinander verbinden lassen. Und in der Tat offenbart sich Schreiben als keine gewöhnliche Arbeit: Schreiben sei für Autorinnen und Autoren eine wertrationale Tätigkeit, der sie um ihrer selbst willen aufgrund einer inneren Berufung nachgingen. Zugleich bleibe Schreiben für das Gros der Schriftstellerinnen und Schriftsteller auch eine Erwerbsarbeit. Schreiben ist, so hält Amlinger prägnant fest, aus diesem Grund „Arbeit und mehr als Arbeit“ (S. 19). Diese Ambivalenz literarischer Arbeit, zugleich Beruf und Berufung zu sein, ist es, auf die sie ihre Aufmerksamkeit richtet.

Schließlich geht Amlinger im letzten Teil auf die in der Literaturtheorie zentralen Konzepte der Autorschaft und Autonomie ein und beleuchtet deren unterschiedliche Facetten durch den „normativen Überschuss“ (S. 35), der sich in den Äußerungen der Autorinnen und Autoren manifestiert. Autorschaft versteht Amlinger als einen normativen Selbstentwurf, „der durch literarische Arbeitspraktiken gestiftet wird und im literarischen Werk zur Materialität gerinnt“ (S. 559). Durch ihr praktisches Handeln und ihre soziale Interaktion im literarischen Feld konstituierten sich Autorinnen und Autoren fortwährend selbst. Auch geht aus den Selbstbeschreibungen die Bedeutung von Autonomie für die literarische Tätigkeit hervor. Aufgrund unregelmäßiger und schwankender Einkünfte müssen Schriftstellerinnen und Schriftsteller, verfassen sie nicht gerade einen Bestseller oder haben Partnerinnen und Partner, die für den Lebensunterhalt sorgen, in der Regel Nebentätigkeiten nachgehen, um ihr finanzielles Auskommen zu sichern. Schreiben als Beruf bedeute also nicht selten, ein prekäres Dasein zu fristen und ein erhebliches Maß an Ungewissheit in Kauf zu nehmen. Das Autonomieversprechen von Kunst, das unter anderem in der Freiheit von ebenjenen finanziellen Abhängigkeiten besteht, sei in der Realität häufig nicht gewährleistet. Trotz dieses Wissens um die eigene Heteronomie wird an dem Glauben an die Autonomie als Grundvoraussetzung des Schreibens festgehalten – selbst dann, wenn sie darin besteht, „nicht mehr zu sehen, wie fremdbestimmt man ist“ (S. 624), wie es in der Aussage eines befragten Schriftstellers heißt. Es zeigt sich, dass die Kollision ästhetischer und ökonomischer Wertmaßstäbe bis in die Lebenswelt der Autorinnen und Autoren hineinwirkt.

Der historisch breit angelegten wie theoretisch und methodisch differenzierten Studie kommt das Verdienst zu, das Zusammenwirken vielgestaltiger Modernisierungsprozesse auf dem Literaturmarkt und den damit verbundenen Status von Schriftstellerinnen und Schriftstellern in der Gesellschaft mit großer Sorgfalt und beeindruckender Transferfähigkeit darzustellen. Die drei Teile, die, wie Amlinger selbst bemerkt, für sich genommen Einzeluntersuchungen darstellen, beschreiben das Verhältnis von Literatur als Kunstwerk und Warenform gerade in ihrer Kombination auf äußerst erhellende Weise. Die unterschiedlichen methodischen Zuschnitte und Beobachtungsebenen ermöglichen ihr, sich den sozialen Kontexten, in denen Literatur zirkuliert, multiperspektivisch anzunähern. Darüber hinaus besticht Amlingers Studie durch einen versierten, synthetisierenden Umgang mit soziologischer Theorie von Karl Marx und Theodor W. Adorno über Niklas Luhmann oder Jürgen Habermas bis hin zu Andreas Reckwitz. Ein Aspekt, der sich für Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler als besonders fruchtbar erweist, besteht in der Verknüpfung von Amlingers literatursoziologischen Überlegungen zur literarischen Arbeit mit dem literarischen Werk selbst. Vielfach weist die Verfasserin auf die Interdependenz von sozialen und ästhetischen Entwicklungen hin. So seien etwa durch veränderte Publikationsstrategien auf dem literarischen Markt „neuartige Werkformen“ (S. 52) entstanden. Die mit der Dynamisierung des Buchmarktes einhergehende Ausbreitung von Periodika, allen voran populären Familienblättern wie der *Gartenlaube*, habe zur Folge gehabt, dass

Gestaltungsprinzipien sich nunmehr zuallererst am Geschmack der Käuferinnen und Käufer orientierten. Dieses neue Publikationsformat habe sich also unmittelbar auf die Produktionsverfahren von Autorinnen und Autoren ausgewirkt: Durch das Anfertigen von Fortsetzungsliteratur, das nach repetitiven, allen voran spannungserzeugenden Schreibmustern erfolgte, erhielten sie zwar eine Möglichkeit zur materiellen Existenzsicherung, mussten gleichwohl jedoch ihre ästhetischen Ansprüche zugunsten einer kapitalistischen Verwertungslogik vernachlässigen. An diese und viele weitere Beispiele der Studie schließt sich aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Frage an, wie sich diese „neuartige[n] Werkformen“ im Konkreten gestalteten.<sup>2</sup> Durch weiterführende Einzeltextanalysen ließe sich das proklamierte Ineinandergreifen ästhetischer und sozialer Strukturen näher untersuchen.

Mit ihren systematischen Überlegungen liefert Carolin Amlinger einen literatursoziologischen Grundlagentext, der in hohem Maße zur Anschlussforschung anregt, insofern er aussichtsreiche theoretische Ansätze anbietet und historische Zusammenhänge der ‚Ware Literatur‘ erschließt. Angesichts des wiederkehrenden Interesses an literatursoziologischen Fragestellungen<sup>3</sup> ist eine langfristig hohe Resonanz dieser bemerkenswerten Studie zu erwarten.

---

**Natalie Binczek / Uwe Wirth (Hgg.), *Handbuch Literatur & Audiokultur*. (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 10) De Gruyter, Berlin – Boston 2020. VII/617 S., € 159,95.**

Besprochen von **Rolf J. Goebel**: University of Alabama in Huntsville, Dept. of World Languages and Cultures, Huntsville, AL 35899, USA, E-Mail: goebelr@uah.edu

<https://doi.org/10.1515/arb-2022-0029>

Es kennzeichnet die gegenwärtige, global vernetzte Zeit, dass sie von einer komplexen, sich rasch und oft unvorhersehbar entwickelnden Pluralität von Medientechnologien und -institutionen geprägt ist. Medienverbund, Medientransposition, Inter- beziehungsweise Transmedialität setzen eine Tendenz fort, die Friedrich A. Kittler schon vor Jahrzehnten als die Ablösung der scheinbar unbe-

---

<sup>2</sup> Vgl. hierzu exemplarisch Claudia Stockinger, *An den Ursprüngen populärer Serialität. Das Familienblatt „Die Gartenlaube“*. Göttingen 2018.

<sup>3</sup> Vgl. etwa aus fachgeschichtlicher Perspektive *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 46 (2021), Heft 2: „Themenschwerpunkt: Literatursoziologie. Frühgeschichte eines Forschungsparadigmas in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts“.